Das Scheitern der eigenen Wünsche als Aufbruch zur Neuen Poesie

Wir möchten gerne die Welle kennen, auf welcher wir im Ozean treiben, allein wir sind diese Welle selbst.

Carlo Lang

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,
Wie Sie vielleicht ahnen, steht dieser Titel als eine Metapher, die aus der Seefahrerzeit stammt.
Das Wort Scheitern lehnt sich im Deutschen an das Wort «Scheiter» = Trümmer an und kam in der Seefahrt auf, wo die Holzplanken eines Schiffes von den Wellen oder Klippen zertrümmert wurden. Holz spaltet man in Scheiter, Hexen starben auf dem Scheiterhaufen, vor dem Bauernhaus steht eine Scheiterbeige.
Den alten Seefahrern wurde ihr eigenes Land zu eng, sie hatten Sehnsucht nach neuen Horizonten. Sie überquerten die Grenzen ihres eigenen Territoriums und sie setzten sich grossen Gefahren aus. Bereits der Aufbruch war gefährlich, und zu einem echten Seefahrer gehörte auch die Erfahrung des Scheiterns. Scheitern ist aber nur möglich, wenn wir etwas wagen, wenn wir aktiv sind, wenn wir versuchen, unsere Träume, Wünsche zu realisieren.
Was verbindet uns kongressbesuchende Ärztinnen und Ärzte mit diesen Seefahrern? Sicher wollen wir uns fachlich weiterbilden, uns mit den letzten Neuigkeiten in der Medizin vertraut machen. Aber: Geht es uns nicht auch darum, zu wissen, wo wir gerade stehen, unsere Erfahrungen auszutauschen und damit auch kurz innezuhalten und die eigene Arbeit zu reflektieren? Wo stehen wir? Wo gehen wir hin?
Unser Territorium wird immer enger, von überall werden wir bedrängt: Röntgen, Labor, Medikamentenabgabe, immer mehr administrative Arbeiten, Begehrlichkeit der Patienten, Zulassungsstopp, der neue Tarif mit seinen «Dignitäten». Am Horizont erscheinen Kontrahierungszwang, Altersbeschränkung, Nachwuchsmangel. Haben wir noch Sehnsucht nach einer Neuen Welt? Wie finden wir unsere Antriebskraft, die Grenzen zu überschreiten? Ist es unsere Enge, oder das Hadern mit der Existenz, oder der verlockende Reichtum in der Ferne, oder die Selbstverwirklichung? Und wer sind nun die neuen Schiffbrüchigen, wir selbst oder die Migrantinnen und Migranten, die wir behandeln?
Und wo ist nun die Neue Poesie, diese Neue Welt, der Neue Horizont? Während die Poesie der Überfahrt und des Transportes früher eine Verbindung von Geographie und Einbildungskraft war, ist sie heute nur noch eine Poesie des Überflusses, der Informationsflut. Das andere Ufer ist in Echtzeit-Nähe gerückt, wir müssen nicht mehr hinfahren, sondern können die Ferne problemlos auf unseren Monitoren beobachten. Liegt die Neue Poesie in der soviel gepriesenen Vernetzung? Oder in der modernen partnerschaftlichen Arzt-«Klienten»-Beziehung? Für mich hat sie mit Natur und menschlichen Werten zu tun. Für Max Aub ist die Poesie die Verbindung von Mensch und Tod. Wovon müssen wir uns verabschieden, damit eine Neue Poesie entstehen kann? Der Weg dazu geht vielleicht auch über die Ratlosigkeit und die Ambivalenz. Ist die «Neue Weltordnung» poetisch? Gehört die Globalisierung zu dieser Neuen Poesie? Welches ist unsere Rolle als Ärztinnen und Ärzte in der Konzentration der globalen Reichtümer, in der Ausbreitung der hoffnungslosen Verarmung, in der Zwangsmigration? Ein Teil unserer Patientinnen und Patienten gehört zu den Millionen von Menschen, die fremdenfeindlichen Verfolgungen ausgesetzt sind, unter erschwerten Bedingungen arbeiten, unter Repression leiden und ihre kulturelle Identität einbüssen. Heute, im Zeitalter der Globalisierung, wird auch nichts Neues mehr gesucht, es wird Bekanntes neu zusammengesetzt. Das Layout ist wichtiger geworden als der Inhalt. Sollten wir zuerst wieder einen Horizont entdecken und dazu eine Hoffnung finden? Hoffnung hat mit Vertrauen zu tun, meint John Berger.
Wie haben unsere Wünsche damals bei Praxiseröffnung ausgesehen? Wo hat uns etwas Misslungenes unverhofft auf eine neue Fährte geführt?
Ich freue mich, wenn wir uns am Kongress im Oktober treffen und zusammen mehr Klarheit über eine Neue Poesie entwickeln können.

Ein paar Gedanken zur Metapher:
- Wenn wir auf dem Meer sind, haben wir keinen sicheren Boden, kein rettendes Land.
- Die Windstille (= Bewegungslosigkeit) entspricht der reinen Vernunft.
- Die Winde, die notwendig sind, entsprechen der Gemütsbewegung, Emotion, Leidenschaft.
- Das feste Land ist nicht die Position des Zuschauers, es ist die des geretteten Schiffbrüchigen.
- Der Hafen ist keine Alternative zum Schiffbruch; er ist der Ort des versäumten Lebensglücks.
- Der Schiffbruch ist nicht mehr das Bild des Menschen in der Natur. Es ist Sache der Technik, der Wissenschaft, mit dem Problem der Steuerung des Schiffes fertig zu werden.
- Wenn wir scheitern, sind wir jenseits des Gelingens.
- Durch das Scheitern wird alles, auch das Banale, bedeutsam. Somit können wir froh sein, ab und zu zu scheitern, um aus dem Trott des Alltags zu gelangen (Identitätsbildung).
- In der Kunst ist «Scheitern» das Zeichen eines «gelungenen» Kunst-

werks. Adorno spricht von einer «Ästhetik des Scheiterns». Künstler nehmen Scheitern in Kauf.
- Scheitern kann auch als Diskrepanz zwischen angestrebtem und erreichtem Ziel angesehen werden. Dazu gehören dann oft Bitterkeit, Bedauern oder Vorwürfe, weil man sich selbst die Verantwortung für das Misslingen zuschiebt.
- In der Forschung scheitern 90% der Experimente.
- Für einige von uns muss vieles als gescheitert angesehen werden, weil wir es infolge des Alters nicht mehr realisieren können.
- Kinder scheitern permanent, ihr Lebensprinzip ist die problemlose Wiederholung.
- Der Clown zelebriert das Scheitern.
- Wer scheitert, hat Visionen, Zukunftsvorstellungen (z.B. Suizid).
- Es gibt zwei liquide Elemente: Wasser und Geld.
- Wer Inseln sucht, wird mehr von einer erhöhten Lebensahnung angezogen, als von Profitstreben getrieben.
- Sein heisst nicht mehr selber hinfahren, sein heisst heute herauskommen und sich sehen lassen. Das aktuelle Realitätsprinzip ist der Kampf um Anteile an Sichtbarkeit. Layout ist wichtiger als Inhalt.

Literatur

- Blumenberg H. Schiffbruch mit Zuschauer. Frankfurt am Main: Suhrkamp; 1997.
- Sloterdijk P. Tau von den Bermudas. Frankfurt am Main: Suhrkamp; 2001.
- Aub M. Tagebücher.
- Berger J. Gegen die Abwertung der Welt. München. Carl Hanser; 2003.
- Subcomandante Marcos. Der vierte Weltkrieg hat schon begonnen. Le Monde Diplomatique, August 1997.

Der Meret-Oppenheim-Brunnen steht auf dem Waisenhausplatz in Bern und wurde zur Gestaltung eines angenehmeren Pausenplatzes der Neuen Mittelschule konzipiert. Er besteht aus einer Betonröhre als Trägerin zweier lebensspendender Spiralen: Wasser und Pflanzen. Die Idee der Künstlerin war, in einer lebensfeindlichen Umgebung Leben entstehen zu lassen. Der Brunnen löste heftige Kontroversen aus. Verkehr, neuzeitliche Baumaterialien und Leuchtschriften in der mittelalterlichen Stadt waren längstens präsent. Viele Bürger störten sich ausgerechnet an diesem kleinen modernen Bauwerk. Die enormen Unterschiede von Bildern, die sich die Bernerinnen von ihrer Stadt machten, kamen hier zum Ausdruck, und im Stadtparlament wurde die Versetzung des Brunnens angeregt. Schliesslich wurde dann der Platz nach den Ideen von Meret Oppenheim umgestaltet und der Brunnen steht nun seit 21 Jahren.
Nachts sieht er aus wie ein Leuchtturm. Das Meer ist zwar weit weg und mit ihm auch die Schiffbrüche. Für das Organisationskomitee hat dieser Brunnen – der charakteristisch ist für Bern – mit Scheitern und Poesie zu tun. Wie wir Scheitern als Chance für etwas Neues nutzen können und was die Neue Poesie sein soll, möchten wir in den Workshops, Referaten und Diskussionen am Kongress entwickeln und erarbeiten.
«Der Brunnen soll dazu beitragen, Leben und Erleben in unserer Stadt zu fördern und dass wir gegenüber der Natur etwas toleranter werden.»